

Kleine Mitteilungen.

P. Maurus Lindemayr von Lambach († 1783). Eine Skizze seines Lebens und Schaffens.¹ Zu den bedeutendsten Kulturstätten des 18. Jahrhunderts zählen unstreitbar die zahlreichen Benediktiner-Abteien, die, man kann es ruhig behaupten, bei uns als die Ersten die sprachlichen Tendenzen Gottscheds an ihren Schulen vertraten und dadurch die Beziehungen mit dem deutschen Nachbarlande wiederherstellten.

Hatte man an den Klosterschulen — und wer wüßte nicht, daß sie damals die herrschenden waren — bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, unter dem Einfluß der humanistischen Tradition, fast ausschließlich lateinisch geschrieben und gedichtet, so begann man von da ab sich immer mehr der Muttersprache zuzuwenden, und es waren dies in erster Linie Mitglieder des Ordens des hl. Benedikt, die sich hierin bleibende Verdienste erwarben. Wo wir hinblicken, herrscht ein neuer Geist. Neue Bestrebungen, vorzüglich sprachlicher Natur, machen sich immer energischer geltend. Den Ausgangspunkt bilden zum Teil die Benediktineruniversität in Salzburg, zum Teil die Ritterakademie in Kremsmünster, der sich dann die Melkerabtei anschloß.

In Salzburg war es P. Marian Wimmer (1725—1793), Benediktiner aus Seeon in Bayern, der sich sogar im Salzburger Dialekt schöpferisch versuchte, in Kremsmünster waren es Männer wie Siegmund Popowitsch und P. Rudolf Graser, die nach dem Muster Gottscheds sprachreinigend auftraten und anregend auf die nachfolgenden Generationen wirkten. Dem Beispiele Kremsmünsters folgten die übrigen Benediktinerabteien.

Hatte man nun einmal den neuen Schatz gehoben, so suchte man ihn auch fruchtbar zu machen. Homiletische Schriftsteller übersetzten zunächst fremdsprachliche Werke in das „gereinigte Deutsch“ und der nächste Schritt, den sie notwendigerweise tun mußten, war, selbst Neues zu schaffen. P. R. Graser von Kremsmünster und P. Maurus Lindemayr von Lambach seien hier statt vieler genannt.

¹ Unter teilweiser Benützung meiner größeren Lindemayr-Monographie, die demnächst veröffentlicht werden wird. Was die Quellennachweise betrifft, verweise ich auf dieselbe.

Neben der hochdeutschen läuft parallel die mundartliche Richtung, die sich zur ungeahnten Blüte entfaltet und die erstere fast in den Hintergrund drängt. Natürlich! denn die Stiftsgeistlichkeit lebt zunächst mit der bäuerlichen Bevölkerung, der sie immer mehr ihr Augenmerk zuwendet, in reger Beziehung und muß, um populär zu wirken, um ihre kulturelle Mission am flachen Lande ganz zu erfüllen, sich jener Mittel bedienen, die im Vorhinein eine Verständigung ermöglichen. Der stete Kontakt mit der Landbevölkerung bringt mit sich die Vertrautheit mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Schwächen und Stärken. Es ist nun ganz natürlich, wenn sich poetisch angeregte Naturen schriftlich im Dialekt versuchen, sich in die Denk- und Handlungsweise des Landvolkes zu setzen. So entsteht in Oberösterreich eine neue Literaturströmung, die mit der herrschenden, etwa durch Gellert, Rabener, Schmied, Klopstock und Hagedorn vertretenen, nichts mehr gemein hat, und der Vorbote einer viel späteren Richtung, der realistischen ist, wie sie der Sturm und Drang versucht hat. Das Lied schreitet zuerst in den neuen Bahnen; ihm folgt das Drama, welches den Bauer zur Hauptperson und das ländliche Treiben zum Ort der Handlung hat.

In der Pflege der Mundart stand das Stift Lambach in dieser Zeit an erster Stelle, denn das hatte in P. Maurus, der von einem kunstsinnigen Abte verstanden und gefördert wurde, nicht nur einen vorzüglichen Vermittler der neuen Kunstrichtung, sondern auch ihren Begründer, soweit es sich um die damaligen österreichischen Erblände handelt.

P. Maurus Lindemayr, geboren am 17. November 1723 in Neukirchen, einem Dorfe unweit von Lambach, ist ein Mann von ganz eigener Art gewesen. Als Sohn eines Schulmeisters und Mesners, der noch für 7 Kinder zu sorgen hatte, bekam er unstreitig den lehrhaften Zug als Erbe mit. Von der Mutter, die um 30 Jahre jünger war als ihr Gatte, erbte er das energische, umsichtige Temperament. Sein Volk und sein Land gaben ihm zur Aussteuer fürs Leben die unverwüstliche Laune und die poetische Ader, und an der Salzburger Universität erwarb er sich sein gründliches theologisches Wissen, das von Haus aus durch eine große Begabung und Lernbegierde unterstützt wurde.

Die humanistischen Studien absolvierte er bei den Jesuiten in Linz, von welchen er eine vorzügliche Latinität heimbrachte — aber mehr nicht. All die schwulstigen und bombastischen Feststücke, die allegoriestrotzenden Römer- und Bibeldramen, sie ließen bei ihm keine Spur zurück. Und das ist das Merkwürdige an der Persönlichkeit Lindemayrs, die,

man möchte beinahe sagen, in Opposition zur Perücken-, Degen- und Reifrockzeit steht, jener Zeit, die in sklavischer, gedankenloser Gallomanie die höchste Errungenschaft erblickte.

Das Leben des Dichters wickelte sich ganz programm-mäßig ab. Seine schöne Singstimme hatte ihm die ehrwürdigen Pforten von Stift Lambach geöffnet und seine Talente und persönlichen Vorzüge verschafften ihm später in der Person des Abtes Amand Schickmayr, der vom 25. Oktober 1746 bis zum 23. Feber 1794 regierte, einen kunstverständigen Gönner und Freund.

Am 20. September 1749 empfing er zu Passau die hl. Priesterweihe und am 6. Oktober desselben Jahres las er in der Stiftskirche zu Lambach die erste hl. Messe. Da man bald Gelegenheit hatte, seine Wortgewalt als Prediger zu schätzen, so beauftragte man ihn im Jahre 1752 mit der Mission in dem benachbarten Dorfe Aichkirchen, wo der Protestantismus immer mehr um sich griff. Aber die einmal aufgewiegelt Bauern waren anscheinend nicht so einfach zu bändigen, und die katholisch Geblienen mußten ihre Glaubenstreue mit blutigen Beulen büßen. Die Situation verschärfte sich täglich, so daß sich P. Maurus ernstlich bei seinen Obern beklagte, die Aichkirchner hätten ihn mit ihren bäurischen Allegorien empfindlich durchzogen und ihn eines Diebstahls bezichtigt. Ja, man drohte ihm sogar Schläge an. Diesen unerquicklichen Verhältnissen half endlich die Behörde ab und damit war das einzig aufregende Erlebnis im Leben unseres Dichters abgetan. Bald darauf wurde er zum Prior (22. Juni 1754) ernannt und konnte sich nun friedlicheren Geschäften widmen.

Die sprachlichen Anregungen, die, wie schon erwähnt wurde, in Oberösterreich von Kremsmünster ausgingen, kamen hier wie auch in Lambach zunächst der Homiletik zugute. So übersetzte P. Maurus Karl de la Rue's Predigten aus dem Französischen (Augsburg 1770/72), schrieb eine Vorrede zu P. Grasers „Praktischen Beredsamkeit der christlichen Kanzel“ (Augsburg 1769 und 1774), rednerische Eingänge zu fremden Predigten und verfaßte schließlich auch selbst Predigten, die ihm den Ruf eines hervorragenden Predigers verschafften. Hand in Hand mit dieser Beschäftigung ging die religiöse Dichtung, die sich an Gellerts „Geistlichen Oden und Liedern“ (1757) inspirierte.

Mit der Verleihung der Pfarre Neukirchen (1759) ward sein Lebens- und Lieblingswunsch erfüllt. Fast ein Vierteljahrhundert war es ihm vergönnt, hier segensreich zu wirken und hier müssen wir die äußerst gelungenen Gestalten seiner Lieder und Dramen suchen.

Hatte er hier die Anregung zum heiligen und profanen Liede empfangen, so ist der Beginn seiner dramatischen Schaffensperiode mit der liebebreitenden Tochter der großen Landesmutter Maria Theresia unlösbar verknüpft. Erzherzogin Maria Antoinette, die mit einem Schlag als zukünftige Franzosenkönigin in den Mittelpunkt des breitesten Interesses rückte, die allenthalben in guten und noch mehr in schlechten Versen besungen wurde, sie fand ihren besten Porträtisten in P. Lindemayr. Wenn die anderen Dichter und Dichterlinge sie nur in schwerverständlichen Allegorien zu feiern wagten, so setzte P. Lindemayr ihr Ebenbild in der Treinsch frischweg auf die Bühne und pries durch Jodl unverblümt ihre Schönheit und Anmut:

„Dein lustigá Rumor, dein grausam friondligs Lachá,
Dein Gsicht, dein Stimm, dein Gang, sánd wárla sóltri Sachá,
Dáglicher auf'n Gei, und i dà gresten Stadt,
In Böm und Oesterrei no niemd nie gsehá hat.“

Am 23. April 1770, früh um 1/24 Uhr, meldete freudiger Glockenklang, von hundert Kanonenschüssen durchzittert und vermengt mit brausenden Rufen, der harrenden Menschenmenge die Ankunft der Dauphine in Lambach an. Ein Bataillon des Daunischen Regimentes und 300 Schiffer bildeten offizielles Spalier. Von den Behörden und der Stiftsgeistlichkeit ehrfurchtsvoll begrüßt, wurde sie zu ihren Gemächern geleitet. Nach der Tafel sah sie aus den Fenstern der Prälatur einem Bauertanz zu und begab sich hierauf in das neuerrichtete niedliche Stiftstheater, wo der „Kurzweilige Hochzeitvertrag“ von P. Maurus aufgeführt wurde. Text und Musik gefielen ihr außerordentlich gut und sowohl der Dichter als auch die Darsteller wurden huldvoll zum Handkuß zugelassen. Unter Raketengeknatter, Fackeltanz und sinnigen Feuersprüchen verstrich der Abend. Am nächsten Tage wohnte die Prinzessin dem hl. Meßopfer bei und setzte dann ihre Weiterreise fort, einer grausamen Zukunft entgegen Noch lange sonnte man sich in Lambach in der Erinnerung an die entzückende Kaiserstochter, und so stand das Lambacher Stiftstheater auch im nächsten Jahre im Zeichen der „Dauphinekomödie“, wie man den „Hochzeitvertrag“ zu nennen pflegte. Der Bischof von Passau, Leopold Graf von Firmian, der neugewählte kunstliebende Abt von Kremsmünster P. Erenbert Meyer, der Prälat von Mariazell und viele andere ergötzen sich an dem gelungenen Stücke.

In rascher Aufeinanderfolge entstanden jetzt die Stücke: Der Argonautenzug (hochdeutsch), Der abgedankte Hanswurst (hd.), Die Anstalten zum Gratulieren (hd.), Das Chamäleon des

Herrn Rabener (hd.), Der ernsthafte Spaß (mundartlich) und Der Hanns von der Wört (mundartlich, aufgeführt am 25. Oktober 1776). Sie alle waren als Festgaben für den hochverehrten Abt und Anverwandten, — der Bruder des Dichters, der k. k. Salzstadelschreiber Peter Gottlieb war mit einer Schwester des Abtes vermählt — bestimmt. Man würde aber sehr irren, wollte man meinen, daß ihr Charakter ein schmeichlerischer und verhimmelnder war. Ihr Inhalt ist nichts weniger als festlich; das besorgte allein der Prolog. Es ist auffallend, daß der Dichter, der mit seinem in der Mundart verfaßten „Hochzeitvertrag“ soviel Beifall geerntet hat, den eingeschlagenen und für ihn einzig und allein richtigen Weg zunächst nicht weiter verfolgte, sondern die nächsten Themen aus einer ihm fremden Sphäre holte und damit naturgemäß kein Glück hatte. Denn, das darf man nicht verkennen; Lindemayrs Stärke ist nur im Dialektstück und selbstverständlich auch im Dialektlied gelegen. Nur hier hat er Menschen vorgeführt, wie sie kein zeitgenössischer Pinsel hätte darstellen können. Erst im „ernsthafte Spaß“ und im „Hanns von der Wört“ fand er die individuelle Note wieder. Das letztere Stück, von einer glanzvollen Erinnerung umflossen, bezeichnet den Höhepunkt im Schaffen des Dichters.

Am 25. Oktober 1776 feierte nämlich Stift und Markt Lambach das 30jährige Abtjubiläum des Abtes Amand Schickmayr. Nichts wurde unterlassen, um das Fest so würdevoll als glänzend zu gestalten. Mehr als 300 Gäste waren anwesend. Am Vormittag zelebrierte der Jubelabt unter großer Assistenz die Festmesse. Kein Geringerer als der ebenso wie sein Bruder begabte fürsterzbischöfliche Konzertmeister Michael Haydn aus Salzburg spielte die Orgel. Der musikalische Teil der Messe war seine Komposition, „ein Stück, das seines Meisters werth war, so majestätisch und dem Gegenstand angemessen war alles.“ (Prior Sperls Haus-Tagebuch.) Am Spätnachmittag fand die Aufführung des köstlichen Lustspieles „Hanns von der Wört“ statt. Die Arien vertonte der Waisenvater von Paura Josef Langthaler. Den Prolog sprach die 8jährige Nichte des Abtes, Maximiliana Lindemayr, „mit einer Anständigkeit, die ihr Alter überstieg“, und am Ende einer jeden Strophe ertönten die „Trumpeten“.

In sieben sechszeiligen Alexandrinerstrophen feierte der Dichter seinen Abt, der nun 30 Jahre regierte, und schloß mit dem Wunsche, es möge Amand vergönnt sein, das fünfzigjährige Abtjubiläum zu feiern. Nur zwei Jahre fehlten — und dieser innige Dichterwunsch wäre in Erfüllung gegangen.

Das Stück fand großen Beifall. Man hatte den „Hoch-

zeitvertrag“, der in der Mundart verfaßt war, anscheinend schon vergessen, denn die Anwendung des Dialekts im „Hanns von der Wört“ erschien als etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. So schrieb denn auch Prior Sperl in sichtlicher Begeisterung in sein Tagebuch: „Der Text ist in die gebundene, oberennsische Bäurische Mundart eingekleidet. Ein Meisterstück in diesem Fache, zu der (nämlich Mundart) sich vielleicht keiner noch hier zu Lande gewagt, noch wagen durfte, wann er nicht die Mund- und Denkens Arth unseres Landvolkes vollkommen inne hat.“

Und in der Tat! Die Sprache ist mit einer grammophonischen Genauigkeit abgelauscht und wiedergegeben. Die Charaktere sind plastisch und lebenswahr. Es lacht einem das Herz im Leibe, wenn man dieses rührige Bauernhäuflein im Schweiß seines Angesichtes probieren sieht, wie der Bauer Hanns mit einer ungesuchten und ungewollten Komik bald hochdeutsch als Regisseur, bald mundartlich als Schauspieler seine Rolle als Pfleger und Vater absolviert. Geradezu virtuos ist der Zwiespalt zwischen diesen beiden Rollen, zwischen Amtsstrenge und Vaterherzen, durchgeführt. Die Anfänge dieses Stückes reichen sicherlich in die Zeit des „Hochzeitvertrag“, denn es scheint aus einem ähnlichen Anlaß und aus derselben Stimmung entstanden zu sein, wie dieser, worauf der Vermerk: „Auf die allenfällige allerhöchste Ankunft Sr. Majestät des Kaisers“ hindeutet. Das bevorstehende Abtjubiläum scheint die Vollendung und Feile veranlaßt zu haben.

Um 1/27 Uhr war die Vorstellung zu Ende. In äußerst animierter Stimmung begab man sich hierauf zur Tafel, die zu hundert Gedecken serviert wurde. Die Gemahlin Michael Haydns, Maria Magdalena, Tochter des Domkapellmeisters Lipp und erste Sängerin Sr. hochfürstlichen Gnaden zu Salzburg, gab Arien zum besten und erntete großen Beifall. So klang dieser denkwürdige Tag aus, wohl der schönste und an innerer Genugtuung reichste für P. Maurus.

Aus dieser Zeit dürften zwei Bilder, ein Kupferstich und ein Oelporträt, stammen, die uns die Züge des Dichters überliefert haben. Ein längliches, gutmütiges Gesicht mit gespitztem Kinn und einer etwas kräftig geratenen Nase. Die blauen Augen gucken treuherzig drein und um den Mund spielt ein schalkhaftes Lächeln. In der Hand hält der Dichter ein Vergißmeinnicht. Die Bilder stammen von der trefflichen Künstlerhand des Pater Kolomann Fellner (1750—1818), der sich als Kupferstecher einen guten Namen erwarb. Unser Dichter, der sein Gönner war, brachte ihn nach Kremsmün-

ster. Abt Amand, dem das Talent Fellners nicht entgangen war, schickte ihn zur künstlerischen Ausbildung nach Wien.

Nach einer 4jährigen Pause, die der Homiletik gewidmet war — es entstanden in diesem Zeitraume die rednerischen Eingänge zu den Predigten Josef Anton Bordonis und Franz Masattis, denen die „Fastenpostill oder buchstäbliche und sittliche Erklärungen über die hl. Fastenevangelien mit rednerischen Eingängen zu sonn- und festtäglichen Predigten“ (approb. 1779) folgte — wurden „Die reisende Ceres“ (mundartl.), ein Jahr später „Der engländische Patriotismus“ (hochdeutsch) und 1782 „Der Teufel im Faß“ (mundartl.) aufgeführt.

So kam das Jahr 1783 heran. Der Dichter hatte sich von einer Krankheit dürftig erholt und fühlte nicht mehr die Kraft in sich, seinen ausgedehnten Pflichten namentlich in dem benachbarten Aichkirchen nachkommen zu können. In einem Schreiben vom 25. Jänner 1783 bat er seinen Abt um Entsendung eines Hilfspriesters nach Aichkirchen und begründet seine Bitte folgendermaßen: „Mein zur Seelsorge und zu Studien aufgewecktes Gemüth würde gar bald seine Munterkeit verlieren; und da ich noch einige Zeit Konstitutions- und Kräftehalber der Kirche dienen, und meinem Nächsten nützen kann, würde mich eine unruhige Lebensart, zu der ich mich friedenshalber würde entschließen müssen, gar geschwind mißvergnügt und melancholisch machen. Ich würde im Predigen, Lehren, Beichthören, Briefe- und Werkleinschreiben, simul etiam in lepidis, lange nicht mehr jene Lebhaftigkeit haben, welche einige bisher an mir haben wahrnehmen wollen.“

Nicht lange sollte er sich seines Wohlbefindens freuen. Wiederum fesselte ihn sein Leiden ans Bett, welches diesmal, infolge einer mißlungenen Operation, tödlich verlief. Am 19. Juli 1783 schloß P. Maurus zu Neukirchen im 60. Lebensjahre die mildheiteren Augen für immer und wurde am 21. Juli von dem hochfürstlich Passauischen geistlichen Rat und Dechant zu Gaspoltshofen, Peter Andreas Lötsch, in der heimatlichen Pfarrkirche bestattet. Hier setzte ihm sein Abt ein einfaches Denkmal, welches mit schlichten, ergreifenden Worten verkündet, was P. Lindemayr ihm und der Welt gewesen.

Mit Lindemayr war ein echter Oberösterreicher und ein glänzender Vertreter des Ordens des hl. Benedikt dahingegangen. Als mundartlicher Dramatiker fand er nur wenige Nachfolger und zwar wieder aus der Mitte der Benediktiner. Ist nun die Lücke, die durch seinen Tod im oberösterreichischen Dialekt drama entstanden war, bis zum heutigen Tage unausgefüllt geblieben, so fand das Dialektgedicht eine umso größere

Pflege und Nachfolge. Es genügt, hier nur den Namen Franz Stelzhamer zu nennen.

*
*
*

Lindemayrs Leben ist, wie wir gesehen haben, nicht reich gewesen an Gährung und Leidenschaft, an Hoffnung und Enttäuschung; davor hat ihn klösterliche Stille und später seelsorgliche Tätigkeit in der vertrauten Heimatspfarrei bewahrt. Aus diesem Frieden, aus dieser beschaulichen Ruhe, die höchstens durch traurige Ereignisse in seiner Familie getrübt wurde, sind seine Werke herausgedichtet. Sie sind mehr Kinder des Zufalls, als Erzeugnisse einer literarischen Prätension. Der begabte wortgewandte und wortgewaltige Prediger, der je nach Erfordernis mild eindringlich ermahnt oder donnernd beschwört, spricht nicht selten aus diesem oder jenem Werke zu uns. Man höre nur z. B. die Worte des Feldwebels im „ernsthafte[n] Spaß“:

„Sei dir nicht selber Feind, sei nicht dein eigner Würger!
Sei in der Kirche Christ, im Staat ein guter Bürger.“

oder die Worte des Bacchus:

„Wer trinkt, daß er sich quick', der ist es, den ich lab';
Wer sauft, so lang er kann, den stürze ich ins Grab!“

und der Kanzelredner taucht plastisch vor unseren Augen auf. Aber auch von der geselligen Seite zeigt sich uns der Dichter im vorteilhaften Licht. Der Geselligkeit war man im Kloster Lambach trotz aller Askese nicht abhold. Nach saueren Wochen folgten gewiß auch frohe Feste, voll ungezwungener Geselligkeit und Gemütlichkeit. Wie an den kleinen deutschen Fürstenhöfen mutet uns das festliche Treiben in den Stiften Oberösterreichs an. Der Wahltag oder der Namenstag des Abtes, der Besuch eines hohen kirchlichen oder weltlichen Würdenträgers, Jubiläen u. dgl. mehr, boten Anlaß zu prunkvollen Festivitäten. In Kremsmünster wurde fleißig musiziert und Theater gespielt, St. Florian stand in bezug auf Pflege der Musik nicht nach, aber am urwüchsigsten ging es in Lambach zu, denn letzteres hatte in der Person des P. Maurus einen vortrefflichen Hausdichter. Berühmte Sänger ließen hier ihre Stimme hören, man führte nur deutsche Stücke auf und die weiblichen Rollen spielten Frauen. Aus der Umgebung kamen Prälaten, Adelige und deren höhere Beamten herbei und erhöhten den Glanz der Veranstaltungen, die gewöhnlich eine glänzende Tafel, oft zu hundert Gedecken, beschloß. Eine solche Sphäre erzeugt Stimmung und frohe Lust. Manch launiger Prolog, manch kerniges Wort und heiter geselliges Spiel verdanken diesem fröhlichen, anregenden Treiben ihr Dasein.

Aber auch sein Wirkungskreis, so engbegrenzt er auch war, bot der Anregung in Fülle. Immer neue Momente, neue Nuancen greift der Dichter heraus und verarbeitet sie zu dramatischen Idyllen. An der Spitze stehen Eheszenen, wie wir sie mitunter schon im 16. Jahrhundert finden. Sie sind so realistisch geschaut und dargestellt, daß man meint, sie wären erst in unseren Tagen entstanden. Dagegen weiß der Dichter mit Liebenden so gut wie nichts anzufangen. Von seinen Stücken wurde der „Hanns von der Wört“ das volkstümlichste. Von edler Vaterlandsliebe ist der „kurzweilige Hochzeitvertrag“ und das vorbenannte Stück beseelt. Die Tendenz der hochdeutschen Lustspiele ist durchwegs satirisch; in ihnen spiegeln sich die kulturellen Zustände seiner Zeit am stärksten. Das einmal ist es der Hanswurst, der seine Herrschaft siegreich behauptet, das anderemal der pegasustummelnde Dichterling, dann wieder die unselige Gallomanie, wie auch die närrischen Auswüchse eines krankhaft übertriebenen Patriotismus. Eine unverkennbar moralisierende Tendenz haben die Dialektstücke: der ernsthafte Spaß, Die reisende Ceres, Der Teufel im Faß und Der befreite Landrekrut.

Technisch sind die hochdeutschen Stücke sichtlich nach französischem Muster gearbeitet, denn die Intrigue liegt in den Händen des Dieners („Engländischer Patriotismus“) und Diener sind Vertraute (Chamäleon, Ceres). Dagegen sind die Dialektstücke, bis auf die Anwendung des Alexandriners, vollkommen autochthon und mit Recht vergleicht sie P. Pius Schmieder¹ mit Gemälden niederländischer Landschaftsmaler. Die Gestalten, die uns der Dichter vorführt, sind bodenständige Menschen. Er beleuchtet sie von allen Seiten und weiß ihnen immer neue Schattierungen abzugewinnen. Was sie bewegt, sind die kleinen Leiden und Freuden eines beschränkten Hausstandes. Da sehen wir den trunksüchtigen Ehemann, der in seiner Angst vor dem zwangsweisen Militärdienst Besserung gelobt; den ungehobelten, starrsinnigen Burschen, der erst als Kröte Manieren lernen muß; den theaterlustigen Hausvater, der seinen Kaiser mit sinnigen Komödien zu erfreuen weiß; die besorgte, kummervolle Gattin und die zwietrachtsäende Schwägerin. Sie haben nichts gekünsteltes, unnatürliches an sich; sie sind keine idealisierten Bauern, wie sie das Schäferdrama liebte, sondern vollblütige Menschen, deren Vorzüge und Fehler der Dichter mit seinem urwüchsi-

¹ Maurus Lindemayrs sämtliche Dichtungen in oberdenensischer Volksmundart. Mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Pius Schmieder. Linz 1875, S. 21. — Dr. P. Pius Schmieder O. S. B. wirkte selbst von 1871–1876 als Seelsorger in Neukirchen.

gem Humor vergoldet. So witzig und schlagfertig wie er, ist selbst der humorvolle Prämonstratenser P. Sebastian Sailer (1714 bis 1777) aus Marchtal in Schwaben nicht, dessen Arien nicht halb so kernig und sangbar sind, wie die des P. Maurus. Sailer hat mit ihm nur das gemeinsam, daß er einen kräftigen Ausdruck nicht scheut; an Erfindungsgabe steht er ihm weit nach.

Der Alexandriner, den der Dichter fast durchwegs anwendet, scheint sich besonders gut für die umständliche Rede-weise des Landvolkes zu eignen. Manche Stellen verraten ein sehr feines musikalisches Empfinden. Wenn z. B. der Binder mit seinen Gesellen in „Teufel im Faß“ die Reifen abschlägt, so vermeint man direkt die rhythmischen Schläge zu hören, wenn sie singen:

„Du timmel da drenen,
I schlögel herenten,
Treib auffi schön ghlöbi, geh ummi ums Faß.
Ná gueting á sodá,
Drai Raif sánd schan lodá,
Geh' göbm má den vierten ietzt á no án Staß!“

Im Dialektstück also liegt Lindemayrs Bedeutung, denn die literarischen Komödien haben heute nur für den Sachkundigen Wert und die übrigen hochdeutschen Stücke sind in jeder Hinsicht primitiv.

Seine geistlichen Lieder sind, wie schon betont wurde, von demselben Geist inspiriert, wie die geistlichen Oden und Lieder Gellerts. Sie sind von heiligsten Gottesgedanken getragen, voll echter Demut und Zerknirschung. Man fühlt, wie der Dichter nach einem gottgefälligen Ausdruck förmlich ringt; daher kommt es, daß er einen Gedanken in mehreren Gedichten eindringlicher zum Ausdruck zu bringen sucht. Der Umstand, daß er auch die Gottesmutter Maria zum Gegenstande seines Liedes machen konnte, gab ihm die Möglichkeit, innigen Gefühlstönen auch nach dieser Richtung hin Ausdruck zu geben, was dem Protestanten Gellert versagt blieb.

In den weltlichen Gedichten ist Lindemayr der Dolmetsch der bedrängten Bauern, aber auch der Sittenprediger, der voll und ganz von seinem apostolischen Hirtenamte erfüllt ist. Der naturgemäß etwas derbe Ton dieser Gedichte neigt stark zum Pessimismus. Die gute alte Zeit ist vorbei, eine neue, unverständliche ist angebrochen, voll Schikanen, Sorgen und Aufregung. Ein Zug bitterer Ironie geht durch diese Gedichte; die Zukunft steht vor den Augen des Dichters trost- und hoffnungslos da. Die Zeit der Abfassung der Tendenzgedichte fällt zwischen 1780—1783; es ist dies die Zeit der Josefinischen Patente.

Die Dichtungen Lindemayrs sind ebenso maßvoll wie seine Persönlichkeit. Dort aber, wo sich Ansätze zu Auswüchsen zeigen, sind sie nur auf das Konto seiner Zeit zu buchen, die dem Extremen und Derben durchaus nicht abhold war. Ist es doch die Zeit des Sturmes und Dranges, die auch in den österreichischen Erbländen eine gewisse Resonanz gefunden hat. Ueberhaupt ist Lindemayr durch seinen Gegensatz zur einheimischen Literatur ein echter Stürmer und Dränger, dem die faden anakreontischen Lieder und abgeschmackten Schäferspiele geradezu Ekel einflößen.

Der „Götz“ war noch nicht geschrieben, die Volkstümlichkeit war erst vor kurzem von Herder theoretisch inauguriert worden, und was sonst zu ihren Gunsten in Deutschland erst durch hundert Hebel in Bewegung gesetzt wurde, das finden wir bei Lindemayr längst als bewegendes und treibendes Motiv.

Es ist interessant zu sehen, wie sich in seinen dichterischen Erzeugnissen Vergangenheit mit Zukunft kreuzen. Die kulturellen Elemente seiner Jugendzeit waren Andachtsbücher, Volksbücher, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, Haupt- und Staatsaktionen, Hanswurstiaden, das lateinische Schuldrama, Hagedorn, Gellert und Klopstock. Um die Mitte des Jahrhunderts begannen neue Kulturfaktoren um die Vorherrschaft zu ringen. Die kritischen Arbeiten eines Gottsched und Lessing verschafften sich auch bei uns Ansehen und Geltung und man begann zuerst in sprachlicher Hinsicht den großen Lehrmeistern zu folgen. Man getraute sich jetzt auch, ein Urteil zu bilden, die Literatur und Kunst kritisch zu betrachten, und unser Dichter ging hierin am weitesten.

Wie Gottsched, so bekämpfte auch Lindemayr den Hanswurst, indem er sich über die Unmündigkeit des Publikums lustig machte, das dem Hanswurst huldige. Zu den Worten Rabeners, der in der zeitgenössischen Literatur nur Pedanterie erblickte, fügte er noch das bezeichnende Wort „Schulfuchserie“ hinzu. Klopstocks freie Rhythmen, die wegen ihrer scheinbaren Formlosigkeit einen großen Schwarm von Dilettanten zur Nachahmung verlockten und durch diese in Veruf kamen, nennt Lindemayr Fröschgequack und Katzenraunen. Das hohe Pathos der Klopstockischen Muse, das bei den Nachahmern zum hohlen Pathos ausartete, ist für ihn nur ein Kauderwelsch. Die ganze Literatur, die sich nur durch schöne Kupferstiche und ein feines Papier auszeichnet, ist in seinen Augen bloße Sudelei. Darum will er selbst, wie er im Prolog zum „Teufel im Faß“ sagt, etwas kerniges und echtes schreiben und sehen, ob ihm nicht auch Genie angeboren sei.

„Genie!“ — dieses Wort zeigt uns den Dichter vollends im Banne der Ideen des Sturmes und Dranges, dessen beliebtes Schlagwort bekanntlich „Genie“ lautete. Nach Lindemayr gehört zur Poesie Klugheit und ein edles Herz. In dieser Ansicht vermählen sich Gottscheds Theorien mit den leidenschaftlichen Forderungen der Stürmer und Dränger zu einem merkwürdigen Widerspruch. Der Dichter hat es eben nicht empfunden, in welchem unüberbrückbaren Gegensatz beide Tendenzen zu einander standen. Für ihn, der noch tief in den Anschauungen Gottscheds lebte, floß alles zu einer einheitlichen Vorstellung ineinander, der wir die eigenartigen Schöpfungen seiner Muse verdanken.

Auch in nationaler Hinsicht hielt P. Maurus gleichen Schritt mit seiner Zeit, aber mit dem Unterschied, daß er konservativer war, indem er die Ansicht vertrat, daß wenn man schon die Ausländer nachahme, solle man ihnen in dem Guten nachstreben, was ihnen Ehre und den Deutschen Vorzüge schafft.

Lindemayr gehört also durchaus nicht zu jener Gruppe deutsch-österreichischer Dichter, die der heimischen Literatur das Gepräge der Rückständigkeit gaben. Er ist sich seiner Sonderstellung und auch seines Gegensatzes zu den dichtenen Zeitgenossen vollkommen bewußt gewesen. Daß er nur ein Talent war und kein Genie, hatte zur Folge, daß er sich nicht entsprechend durchsetzen konnte. Immerhin beruht sein Verdienst darin, daß er durch die intensive Pflege der oberösterreichischen Mundart der Vater der österreichischen Diaklitteratur geworden ist.

Wien.

Dr. F. J. Prohaska.

Zur Kontroverse über Marinus und Annian (Rott a. Inn).

In einem Artikel dieser Zeitschrift hat Dr. Ludwig Steinberger zum drittenmal¹ die Legende der hl. Marinus und Annian behandelt.² Darin sucht St. seine von mir und Levison bekämpfte Ansicht über das Alter der Legende der hl. Marinus und Annianus zu rechtfertigen. Er glaubt nämlich inzwischen neue Gesichtspunkte aufgefunden zu haben, die geeignet sind, sein Hauptergebnis, den zeitlichen Vorrang des Textes A vor B, zu bekräftigen. — Wir vermissen, sagt er S. 294, in der Version B durchaus eine Stelle, die dem Tegernseer Hagiographen irgendwie die Tatsache jener Ueberführung nach Rott geliefert haben könnte. Es bleibt also

¹ Studien und Mitteilungen Bd. 35 (1914) Seite 293 f.

² Vgl. Studien Bd. 34 (1913) 117–126 und 729–737; Neues Archiv 38, 718 f.